

DRESDEN  
MITTWOCH  
4. OKTOBER 1989

Unter der Decke klirrten Neonröhren, die Lüfter der Computer summten. Max stemmte die Hände auf den Tisch und schüttelte den Kopf:

»Mein Compiler spielt verrückt. Er spuckt immer neue Fehler aus. Langsam geht mir das Ding auf die Nerven.«

Der Raum war eng und stickig. Vor den Wänden blinkten Bildschirme, surrten Laufwerke und Festplatten. Das Kabinett war vollgestopft mit Elektronik. Kolonnen von grünen Ziffern und grünen Buchstaben ruckten über die Monitore, Zeile um Zeile warfen die Prozessoren ihre Protokolle aus. Fred riet:

»Cool bleiben. Irgendwann läuft die Sequenz, du wirst sehen.«

Max tippte sich an die Schläfe und stöhnte:

»Dreißig Programmzeilen, um eine Wurzel zu ziehen. Das habe ich schneller im Kopf ausgerechnet als mit dieser Kiste.«

»Das ist die Hochsprache der modernen Mikroelektronik. Die Computer sind unsere Zukunft.«

»Darauf pfeife ich.«

Max holte aus und hieb mit der flachen Hand auf den Monitor.

»Ich frage mich, warum wir uns mit diesem Mist beschäftigen.«

Das Fenster war weit geöffnet. Eisiger Herbsthauch drang in den Raum. Fern heulten Polizeisirenen. Nervös lauschte Max dem Geräusch hinterher.

»Am Bahnhof ist die Hölle los.«

»Gestern war Randalé, als die Züge von Prag einfuhren.«

»Davon habe ich gehört. Die Leute wollten aufspringen, aber die Türen waren verschlossen. Die Polizei hat die Züge abriegelt. Genaueres weiß ich nicht.«

»Als ich am Bahnhof vorbeilief, sah man Brandspuren.«

»Die Leute wollen raus«, sagte Max ernst. »Seit Genscher verkündet hat, dass die Flüchtlinge in den Westen ausreisen dürfen, ist das halbe Land auf den Beinen.«

Das war vier Tage her, und seitdem rollten die Sonderzüge über die einzige brauchbare Strecke zur Grenze in Schmilka, über Bad Schandau nach Dresden. Wo die Züge haltmachten, strömten Leute an die Gleise, brannten die Bahnhöfe. Max bemerkte:

»Gestern wurde die Grenze zur Tschechoslowakei geschlossen. In Bad Schandau hat die Polizei etliche Leute aus dem Zug geholt. Als sie einen Sitzstreik organisierten, wurden Knüppel eingesetzt.«

Wieder heulten Sirenen, dieses Mal näher, auf der Straße ins Tal, von der Universität zum Bahnhof. Fred glaubte, schwere Dieselfahrzeuge zu hören. und versuchte, seine überspannten Nerven zu beruhigen: Mach dich nicht verrückt. Bestimmt hast du dich getäuscht. Max sagte:

»Das hört sich an, als geht am Bahnhof eine Schlacht los. Wir haben nichts Besseres zu tun, als Computer zu füttern. Lass uns den Krempel einpacken und abhauen.«

Unentwegt heulten die Sirenen. Fred schickte das Bildschirmprotokoll auf den Drucker, der gehorsam zirpte.

»Wahrscheinlich haben sie den Bahnhof weiträumig abgesperrt«, mutmaßte er. »Wir müssen mit einem Umweg rechnen.«

»Ich will keinen Umweg«, widersprach Max energisch. »Ich will wissen, was los ist. Ich will es mit eigenen Augen sehen.«

»Wozu? Willst du auch in den Westen?«

»Quatsch! Die können die Leute nicht prügeln, weil die Nerven blank liegen. Wer hat denn die Grenzen dichtgemacht, he?!«

Sie schoben die Lehrbücher zusammen: *Fortran sieben- undsiebzig in der mathematisch-technischen Programmierung*. Max schaltete die Computer aus, Fred schloss das Fenster. Die Lüfter schwiegen. Als Max den Lichtschalter betätigte, verstummte die Neonröhre. Sorgfältig verriegelte er die Tür. Lang streckte sich das Seminargebäude, seine Front wies auf eine Grünanlage. Eng reihten sich die Fenster, fahler Mondschein warf bleiche Rechtecke und Kreuze auf den Boden. Im schrägen Silberlicht erschien der Flur wie der Kreuzgang eines Klosters. Max steckte den Schlüssel in den Briefkasten am Sekretariat.

»Auf in den Kampf, Genosse«, flüsterte er. »Heilig die letzte Schlacht!«

Die Wiesen vor dem Gebäude glänzten feucht. Es war kalt, feiner Graupel schwebte durch die Luft. Langsam schlenderten sie durch die Universität, in der nirgends ein Licht brannte, alle Räume waren dunkel. Sie kamen an Wohnheimen vorbei, Monolithen aus Beton, und an der orthodoxen Basilika mit den zierlichen Zwiebeltürmen. Glatt fiel die Straße zum Bahnhof ab, wo blaue Lichter zuckten. Mannschaftswagen der Bereitschaftspolizei parkten an der Kuppelhalle. Ein Megaphon schepperte, wütend heulte eine Menschenmenge. Wenn der Lärm nicht täuschte, hatten sich Tausende versammelt.

»Wir gehen hin und sehen uns das an«, flüsterte Max. »Sollte etwas schiefgehen, versucht jeder, auf eigene Faust rauszukommen. Wir treffen uns im Bärenzwinger, okay?«

»Es wird etwas passieren, verlass dich drauf.«

»Das befürchte ich. Und in Berlin bereiten sie die Jubelpartys vor, als könnte nichts die Idylle trüben.«

In drei Tagen sollte die Republik ihren Gründungstag feiern, mit einem Aufmarsch der Führungsspitze von

Partei und Staat, Unter den Linden in Berlin. Der Rundfunk hatte durchgegeben, dass verdienstvolle Offiziere der Volksarmee zu Generälen befördert wurden. Kein Wort von den Ereignissen in der Prager Botschaft und Genschers Ansprache. Kein Wort von den Sonderzügen aus Böhmen. Und nicht ein einziges Wort über Leipzig, wo nach dem Friedensgebet in der Nikolaikirche am vergangenen Montag zehntausend Menschen auf die Straße gegangen waren. Wo die Lastkraftwagen nicht mehr ausreichten, um die Verhafteten zu transportieren. Das wusste Fred von seiner Mutter. Er hatte sie am Nachmittag angerufen, aus Dormhagens Büro. In stillem Einverständnis hatte ihm der Dozent das Telefon überlassen.

»Wie sieht es bei euch aus?«

»Nicht gut. Die Betriebe mobilisieren ihre Kampfgruppen. Sie proben den Ernstfall. Am Montag herrschte Krieg. Tränengas, Gummiknüppel, Wasserwerfer, fast wie dreiundfünfzig. Es gab Verletzte.«

»Wie viele Leute waren es?«

»Die einen sagen zwanzigtausend, die andern reden von fünfunddreißigtausend. Über die Zahl der Verletzten gibt es wilde Gerüchte. Der Platz vor der Nikolaikirche war voller Menschen, auch die Grimmaische Straße bis zur Oper und zum Gewandhaus. Wenn das so weitergeht, gibt es eine Katastrophe. An diesem Montag waren es doppelt so viele Leute wie vor einer Woche. Stell dir vor, wenn es nächste Woche wieder doppelt so viele werden.«

»Halt dich raus, Mama, bitte.«

»Ich bin volljährig, falls du das vergessen hast. Ich habe Jahrzehnte meinen Mund gehalten! Wie kann ich mich raushalten!? Du hast keine Vorstellung, was in Leipzig los ist. Überall Polizei mit Hunden, Schlagstöcken und Tränengas.«

Etwas lenkte sie ab, denn hastig sagte sie:

»Ich muss Schluss machen. Bleibt es dabei, dass du

dieser Tage kommst? Ich mache mir Sorgen.«

»Selbstverständlich. Bis später«, stieß Fred schnell in den Hörer, aber sie hatte schon aufgelegt.

Max' Stimme holte ihn aus der Erinnerung.

»Lass uns reingehen. Niemand kann uns verwehren, nach Tickets zu fragen.«

»Du hast Nerven.«

Am Bahndamm lauerten Uniformen. Scharfe Hunde japsten, knappe Kommandos erschallten, Fahrzeugtüren schlugen. Polizisten in Kampfmontur liefen zu einer Kette auf, Schilde aus Plexiglas vor den Körpern, vergiterte Helme vor den ausdruckslosen Gesichtern, die steifen Stöcke griffbereit am Koppel. Niemand hinderte die Studenten, als sie die Halle betraten. Die Schalter waren geschlossen. Eine unüberschaubare, menschliche Masse schob gegen die Polizisten, die sich am Bahnsteig zur Kette formiert hatten, um den Druck der Leiber aufzufangen. Ein Megaphon röhnte:

»... fordere ich Sie letztmalig auf, das Gebäude unverzüglich zu räumen. Andernfalls werden Sie von Maßnahmen der Polizei betroffen.«

Die Menge quittierte mit wütendem Geschrei. Sprechchöre dröhnten unter der Kuppel: *Wir wollen raus!* Die Polizei brachte armdicke Schläuche in Stellung, eisiges Wasser ergoss sich über die Demonstranten, die wild schoben. Vor dem Bahnhof trappelten Stiefel. Durch die Glas- tür, durch die Max und Fred gekommen waren, stürzten Uniformierte, mit Schilden und gezogenen Knüppeln.

»Scheiße!«, brüllte Max. »Nichts wie raus!«

Scheiben splitterten, die Auslagen der Geschäfte gingen zu Bruch. Splitter flogen umher. Rücksichtslos bahnten sich die Polizisten ihren Weg, ließen die Knüppel auf die überraschten Menschen sausen. Von allen Seiten drängten die Hundertschaften in das Gebäude. Fred fand sich mit dem Rücken zu einem Fahrkartenschalter, dessen

Scheibe bedrohlich knirschte. Mit äußerster Anstrengung gelang es ihm, sich zum Ausgang zu schieben. Auch dort warteten uniformierte Schläger. Er suchte Max, der Freund war nirgends zu entdecken. Zwei Polizisten stürzten sich auf ihn, Knüppel trafen sein Schlüsselbein und den Hinterkopf. Benommen taumelte er in ihre Arme, sofort zerrten sie ihn ins Freie. Draußen standen Lastkraftwagen, mit offener Bordwand und mit Wärtern, die zottige Hunde an den Leinen hielten. Einer zischte:

»Du Schwein, jetzt gibt es Saures!«

Die Polizisten hatten eine Gasse gebildet, unsichtbare Hände griffen zu und schoben ihn bis zum Wagen. Es regnete harte, gut gezielte Schläge. Blind stürmte Fred zwischen den verblüfften Schlägern in die diffuse Menge, die schweigend hinter dem Aufmarsch harrete. Bereitwillig öffnete sich eine Lücke. Jemand nahm ihn am Arm und flüsterte:

»Schnell, hier entlang!«

Augenblicklich schlossen sich die Reihen, ein federndes Dickicht, das seine Verfolger stoppte. Röchelnd rannte er fort, bis er sich in Sicherheit glaubte, weit im Rücken des gaffenden Spaliers. Immer mehr Menschen strömten zum Bahnhof, schnell vergrößerte sich der Auflauf. Aus dem Gebäude kreischten Schreie. Jemand schrie:

»Knüppelpolizei!«

Steine flogen, ein Molotow-Cocktail zischte durch die Luft. Er zerschellte an der Bahnhofshalle, grelle Flammen schossen auf. Eine Handvoll junger Männer erwischte einen Funkstreifenwagen, den sie in Windeseile auf die Seite kippten. Sie warfen Brandflaschen, sofort stand der Wagen lichterloh in Flammen. Gepanzerte Wasserwerfer rasselten hinter dem Bahnhof hervor. Ein Aufschrei durchfuhr die Menschen, als die stählernen Wannen ihre Strahlrohre direkt in die Menge hielten, mit einem scharfen Gemisch aus Wasser und Tränengas. Die Leute stoben

auseinander, doch überall zogen Polizeiketten auf. Zivile Greiferkommandos der Staatssicherheit drängten zwischen die Fliehenden. Grüne Bereitschaftspolizisten und blau uniformierte Transportpolizei waren eilig aus dem Norden des Landes anmarschiert, um die Stadt an der Elbe unter Kontrolle zu bringen.

Ein Konvoi näherte sich. Freds Hirn raste wie eine Zentrifuge, sein Schlüsselbein pochte. Die Stellen, wo ihn die Schläge getroffen hatten, waren geschwollen. Von den Lkw hörte er die Schreie der Verhafteten, auf den Wagen gingen die Exzesse weiter. Ohnmächtig presste er die Hände auf die Ohren. Vorsichtig stahl er sich aus dem Getümmel. Jenseits der Polizeiketten schien alles ruhig, offenbar konzentrierten sich die Sicherheitskräfte auf den Bahnhof und auf den Vorplatz, wo sich eine gigantische Figurengruppe erhob: die Führer der proletarischen Revolution, aus rotem Sandstein gehauen, groß wie die Götzen von Karnak. Ungerührt schauten sie über das tobende Inferno. Einsatzwagen rasten mit Blaulicht heran.

Hinter den Statuen herrschte gespannte Ruhe, debattierende Gruppen standen lose beieinander. Auf einem Springbrunnen stellten sich Halbwüchsige auf die Zehenspitzen, um zu erkennen, was am Bahnhof geschah. Lautstark teilten sie den Umstehenden ihre Beobachtungen mit. Unauffällig mischte sich Fred in die Menge, schaute prüfend in die Gesichter, denn er hoffte, Max zu finden. Ohne Erfolg. Nach einer Weile beschloss er, sich zum Bärenzwinger abzusetzen. Er hatte kaum drei Schritte gemacht, als eine brüllende Schar Uniformierter auf die Menschen stürzte. Sie stoben aus einer Seitengasse, wo frische Einheiten in Stellung gegangen waren. Von einer Sekunde zur anderen sah sich Fred erneut im Chaos, es regnete Gummiknäppel. Das waren keine Polizisten, das waren Offiziersschüler, blitzschnell aus den Militärschulen in Kamenz und Bautzen herangekarrt. Offensichtlich hatten

sich die Kadetten vorgenommen, die Polizei zu überbieten. Wahllös droschen sie auf die paralysierten Menschen ein. Wen sie am Boden hatten, den trafen Tritte aus schweren Stiefeln. Instinktiv duckte sich Fred hinter eine Betonsäule. Die Kadetten traktierten eine alte Frau, zerrten einen Jungen vom Springbrunnen und prügeln ihn, bis er aus Mund und Nase blutete. Wespengleich schwärmten sie aus, um ihre Opfer zu treffen. Ihr Anführer stand unter einer Laterne, mit Handzeichen führte er die Banden. Als er den Kopf hob, tauchte sein Gesicht aus dem Schatten seiner Schirmmütze, und Fred Winter erkannte Oberleutnant Martin Meister, den Politoffizier aus Kolkwitz. Ungläubig starrte er in das jugenhafte Gesicht. Meister trug ein Funkgerät, Zweifel waren ausgeschlossen. Mit wenigen Sätzen hatte Fred die Entfernung überwunden. Er riss dem Offizier das Gerät aus der Hand und warf es auf die Erde.

»Du Schuft!«, schrie er. »Du elender Schuft! Wofür gibst du dich her?«

Überrascht prallte Meister zurück. In seinen Augen las Fred, dass auch er erkannt worden war. Meisters Pupillen flackerten. Wie von Sinnen brüllte Fred:

»Ist das dein Sozialismus? Das ist dein Geschwätz vom Sozialismus wert! Du hast es weit gebracht!«

Meister trug die Schulterstücke eines Hauptmanns. Er wollte sich abwenden, aber Fred packte ihn am Revers. Wutentbrannt keuchte er:

»Ich habe noch dein Gesäusel im Ohr! Und ich habe gedacht, du meinst es ehrlich! Was war ich für ein Idiot! Einem wie dir auf den Leim zu gehen!«

Einige Kadetten wurden aufmerksam. Unverzüglich ließen sie von ihren Opfern ab, um ihrem Kommandeur zu helfen. Fred stieß Meister gegen die Schulter, schleunigst suchte er das Weite. Er hechtete über ein totes Blumenbeet und bemerkte nicht, dass Meister das Zeichen gab, diesen Flüchtling nicht zu verfolgen. Aufgelöst rannte Fred weg.



In seinem Gehirn jaulte das tausendfache Echo der Sirenen, flackerte der tausendfache Schein der Flammen, raste der tausendfache Schmerz der Schläge. Er schaute sich nicht um, er rannte, rannte, bis er erschöpft auf die eisige Erde fiel, außer Atem, ohne Kraft.

Er lag vor der Frauenkirche, nur langsam kam er auf die Beine. Wie ein erstarrter Schrei reckte sich die Ruine über einem Berg verbrannter Steine. Vier Jahrzehnte waren vergangen, seit der Krieg über die wehrlose Stadt gekommen war. Unter diesen Quadern lagen noch die Toten, und nun, kein Menschenalter später, kehrte der Krieg an diese Mauern zurück. Stumm zeugten die Trümmer von unfassbarer Gewalt, und stumm und verzweifelt stand Fred Winter davor, bis ins Innere aufgewühlt. Keine einzige Illusion überlebte diesen Abend, keine Phrase, keine kernige Losung zum bevorstehenden Feiertag der Republik, vor allem diese nicht: in einem Staat zu leben, der sich den Frieden auf die Fahnen geschrieben hatte. Der Apparat hatte seine Maske gelüftet. Dahinter kam kein menschliches Antlitz zum Vorschein, sondern eine gespenstische Fratze, höhnisch grinsend, von Wut und Machtgier entstellt. Es war die Fratze des Terrors, die nur eine Tendenz kennt: die Eskalation. Fassungslos fanden sich die Versprengten vor der Ruine, ohne Worte, niemand suchte ein Gespräch. Es war diese Stille, aus der ein schweigender, namenloser Zorn erwuchs.

\* \* \*

Am Bärenzwinger wummerten rhythmische Bässe. Fred hängte seine Jacke an die Garderobe und ging zur Toilette. Als er in den Spiegel schaute, erschrak er, denn seine Wangen waren hohl, und unter seinen Augen schimmerten blaue Streifen, als hätte er drei Tage durchgezecht. Er warf sich Wasser ins Gesicht, wusch sich den Hals und die

Hände. Prüfend betastete er die schmerzende Beule auf seinem Schlüsselbein. Er hatte Glück gehabt, Riesenglück. Er ging zur Bar und bestellte ein Bier. Er wollte sich hinsetzen, um auf Max zu warten, dabei stolperte er über lange Beine. Sein Blick wanderte aufwärts, auf eine schmale Taille, einen dünnen Bauch, ein helles Gesicht mit aufmerksamen Augen unter schwarzen Haaren. Überrascht murmelte er:

»Katja. Du hier?«

»Ich heiße Katrin. Falls du dich überhaupt an etwas erinnerst.«

Röte schoss in seine Wangen.

»Wie könnte ich das vergessen. Tut mir leid, Kat, ich ...«

Schnippisch verzog sie den Mund.

»Ist mir noch nie passiert, dass einer einschläft. War wirklich nicht unser Tag.«

»Am nächsten Morgen warst du weg ...«

»Du hast vielleicht Nerven! Meinst du, ich lege mich neben dich und warte, bis du deinen Rausch ausgeschlafen hast?«

Er hob die Hände. Sie fragte:

»Was tust du hier? Tanzen?«

»Ich erwarte jemanden.«

»Den Typen, der auf der Sommerparty war?«

»Genau den.«

»Der ist weg. Der ist hin und her gelaufen wie ein Hund. Habt Ihr euch verpasst?«

»Bist du sicher, dass er es gewesen ist?«

»Ganz sicher.«

»Okay, er war hier. Mir fällt ein Stein vom Herzen.«

Leute drängten zur Bar. Aus dem Gewölbe schallte Rockmusik, der Diskjockey machte eine Ansage. Katrin stand auf.

»Trink dein Bier aus und komm mit. Hier ist sowieso gleich Feierabend.«

»Ich bin gerade erst gekommen.«

Ihr Gesicht war ernst.

»Ich will heim, aber ich habe Angst. Ich war auch am Bahnhof. Ich bin abgehauen, bevor es richtig losging. Keinen Schritt gehe ich allein durch diese Stadt.«

Er zögerte. Seine Sinne waren ein Ameisenhaufen. Als er das Bierglas zur Hand nahm, erkannte er, dass er zitterte. Max war in Sicherheit, wenigstens etwas. Er sagte:

»In Ordnung. Ich bringe dich nach Hause.«

Flüchtig drückte sie ihm einen Kuss auf die Wange.

»Wusste ich doch, dass du ein Kavalier bist.«

Heftiger Wind peitschte die Elbe. Auf der Brücke zur Neustadt parkten Polizeiautos. Uniformierte in weißen Signalwesten hielten Fahrzeuge an und kontrollierten die Papiere. Auch Passanten mussten sich ausweisen. Als sie sich der Brücke näherten, beschleunigte sich Freds Puls. Todsicher hatte ihn Meister erkannt, möglicherweise wurde nach ihm gefahndet. Kat legte ihren Arm um ihn und flüsterte:

»Wir sind ein Liebespaar. Du brauchst mich nicht zu küssen. Nur im Notfall.«

Eng umschlungen schlenderten sie an den Posten vorbei, die sie keines Blickes würdigten. In der Neustadt war keine Polizei unterwegs. Die Einkaufsmeile an der Dreikönigskirche war geschlossen, aus den Schaufenstern leuchteten Devotionalien für den bevorstehenden Feiertag: Wimpel, Lichterketten, Blumen aus Plastik und großformatige Fotos der Parteiführung. Am Mahnmal der Roten Armee auf dem Platz der Einheit lungerte die Besatzung eines Streifenwagens. Kat lenkte ihre Schritte in die Alaunstraße, in den Bauch des alten Stadtteils, der eigentümlicherweise Neustadt hieß. Dieses Viertel hatte den Krieg schwer beschädigt überstanden, und so sah es hier aus: Der Putz fiel von den Häusern, nackte Ziegel kamen zum Vorschein. Blinde Fensterhöhlen starrten in die Dunkelheit, Dächer waren eingebrochen und mit ihnen die tiefer-

liegenden Geschosse. Geborstene Balken griffen ins Leere wie Gerippe, schwarze Ratten huschten über den Rinnstein. Kat wohnte vis à vis eines Parks. Im Treppenhaus roch es muffig und scharf, eine Mischung aus Rattenkot, Taubendreck, Schimmel und Mörtel. Unwillkürlich fühlte sich Fred an Annes Haus erinnert, an der Zionskirche im Prenzlauer Berg. Er dachte an die Remise in Loschwitz, die zur Hälfte verwaiste. Nach Annes Verschwinden hatte er ihre Zimmer verschlossen. Nichts fällt schneller dem Zahn der Zeit anheim als ein unbewohntes Gebäude. Es stirbt unglaublich schnell. Kat sagte:

»Ich wohne allein. Die anderen Mieter sind ausgezogen. Das Haus ist zum Abriss vorgesehen, aber dafür haben sie auf Monate keine Kapazitäten. Sprengung kommt nicht in Frage. Der Bestand ist zu dicht.«

»Gruselst du dich nicht?«

»Nur heute. Die Leute sind außer Rand und Band geraten. Hier drinnen fühle ich mich sicher.« Hintergründig lächelte sie. »Ich bin eben auch eine Ratte.«

In der Treppe fehlten Stufen. Bedrohlich wackelte das Geländer, der Wind zog durch zerschlagene Scheiben. Im zweiten Stock öffnete sie eine Tür.

»Es ist kalt«, sagte sie entschuldigend. »Ich habe noch kein Feuer gemacht.«

Unschlüssig verharrte Fred auf der Schwelle. Sie fragte:

»Willst du nicht reinkommen?«

Er zögerte.

»Willst du weg?«

»Nein.«

Sie schloss die Tür und half ihm aus der Jacke. Sein Schlüsselbein war aufgedunsen, so dass er die Schulter nicht gebrauchen konnte. Kat ging in die Küche. Sie kam mit einer Flasche zurück, nahm ein Tuch und begann, die Schulter einzureiben. Der Alkohol brannte auf dem blauen Striemen, doch der Schmerz ebte ab, eine wohlige Wärme

um das Schlüsselbein und im Schultergelenk verbreitend.

»Danke«, sagte er.

Kat schaltete das Radio ein. Marschmusik ertönte, Lieder vom Aufbau einer lichten Zukunft, geh voran Genosse, die Partei ruft. Ein Sprecher verlas die Namen von Arbeitskollektiven, die mit Orden und Titeln geschmückt worden waren. Fanfaren folgten. Kat machte Tee. Beiläufig fragte sie:

»Was wolltest du am Bahnhof?«

»Ich kam mit Max aus der Uni.«

»Willst du ausreisen?«

»Nein.«

Sie schwiegen. Er fragte:

»Und warum warst du dort?«

»Keine Ahnung. Frag mich morgen noch einmal.«

Kat legte die Hände in den Schoß. Sie sah erschöpft aus. Das Teewasser kochte. Sie stellte ihm eine dampfende Tasse vor die Nase, ging hinaus und als sie zurückkehrte, hielt sie ein Ormigschreiben in der Hand, blaue Typen auf grauem, faserigem Papier.

»Das hing überall in der Uni. Ein Ukas des Rektors: Wer sich an den Zusammenrottungen feindlich-negativer Kräfte am Hauptbahnhof beteiligt, muss mit disziplinarischen Konsequenzen rechnen.«

Sie hielt das Blatt ins Licht und las:

»Die von westlichen Medien und westlichen Geheimdiensten inszenierte Kampagne soll unsere sozialistische Republik in den Schmutz ziehen und vor den Augen der Weltöffentlichkeit diffamieren. Leichtgläubige und egoistische Elemente machen sich zum Handlanger des Imperialismus. Wer diesen Rowdys und Störern in die Hände arbeitet, hat sein Recht verwirkt, an unserer sozialistischen Universität zu lernen. Ich weise hiermit ausdrücklich an, dass Verletzungen dieser Direktive unverzüglich anzuzeigen sind. Wer die Anzeige unterlässt, macht sich mitschuldig.«

»Schmeiß es in den Müll.«

Kat sagte:

»Du solltest morgen nicht in der Uni erscheinen, nicht mit dieser Schulter. Geh zum Arzt, lass dich krankschreiben.«

»Was soll ich dem Doc sagen? Dass ich mich mit der Volkspolizei geprügelt habe?«

»Sag ihm, du bist vom Fahrrad gestürzt.«

Prüfend legte sie ihre Finger auf seine Schulter. Die Knochen feuerten, aber die Schwellung war abgeschwächt. Zufrieden befühlte sie ihr Werk.

»Ich bin müde. Wenn du aufbleiben willst, im Kühlschrank steht Bier.«

Mit einer raschen Bewegung glitt sie in ihr Zimmer und schlüpfte aus dem Kleid. Fred folgte ihr, verharrte in der Tür. Kat war schlank wie eine Birke. Ungeniert lachte sie ihn an. Als er den Versuch machte, sie an sich zu ziehen, drehte sie sich weg.

»So einfach geht das heute nicht.«

Sie warf ihm ein Kissen und eine Decke zu.

»Auf dem Küchenschrank liegt eine Luftmatratze. Schnarchst du?«

»Ich glaube nicht.«

»Dann kannst du hier schlafen. Ansonsten ist in der Küche Platz.«

Entwaffnend lächelte sie ihn an. Er wagte einen letzten Versuch:

»Hier ist es zu kalt. Kann ich nicht wenigstens zu dir ins Bett?«

»Nein. Heute bist du nüchtern, und wie ich dich einschätze, kannst du das Fummeln nicht lassen.«

Er lachte und begann, die Matratze aufzublasen. Rasch füllten sich die Kammern. Als er sich darauf ausstreckte, spürte er, dass er sehr müde war. Kat löschte das Licht. Der Mond schien durch das Fenster. Fred legte einen Arm unter seinen Kopf. Er fühlte die Beule an seinem Hinter-

kopf. Die Schwellung war beinahe taub. Er hatte noch einmal das Getümmel vor Augen, die Schreie, die Kämpfenden, den Geruch von Gummi, Brandflaschen, Schweiß und Blut. Danke Gott, dass du rausgekommen bist. Oder wer seine Hände im Spiel hatte. Du hattest irres Glück. Du hast deinen Arsch gerettet. Max ist in Sicherheit. Du hast Kat wiedergetroffen. Sie scheint in Ordnung. Obwohl du zugeben musst, dass du nicht schlau aus ihr wirst. Das Mädchen bewegte sich.

»Ich kann nicht schlafen«, sagte sie in die Dunkelheit.

»Ich auch nicht. Mir dreht sich alles.«

Einladend warf sie ihre Decke zurück.

»Kannst reinkommen. Aber nicht fummeln, hörst du!?«

Er knurrte und rollte sich neben sie, die volle Länge ihrer warmen Flanke an seiner Haut. Er spürte ihre Wärme, und er spürte, dass er am ganzen Körper bebte. Katrin schlief schnell ein, ruhig zog ihr Atem durch ihre Lippen. Er legte seine Hand auf die weiche Senke zwischen ihrem Becken und den Rippen, wo sich straffe Haut hob und senkte. Er stützte den Kopf auf den Arm, so dass er ihr Gesicht halb im Mondschein sehen konnte, über die Schulter hinweg und über das von den Haaren halb verdeckte Ohr. Auf der Straße schepperte Blech, wahrscheinlich ein Betrunkener, der mit einer Dose spielte. Er drehte sich auf den Bauch. Der Mond war gewandert, sein fahles Licht ließ die Dächer wie Fischleiber schimmern. Ein Motor näherte sich. Fred erkannte einen Streifenwagen, der durch die Straße schlich. Der Betrunkene hatte keine Chance. Mit groben Griffen verschwand er im Bauch des Fahrzeuges. Der Wagen beschleunigte und fuhr außer Sicht.

Fred stand auf und warf sich eine Decke über, sein Atem rauchte. Er setzte sich in die Küche, ohne die Lampe einzuschalten. Schräg fiel der Mond ins Fenster, schmiedete Zinnkreuze auf die Dielen. Die Schmerzen waren abgeebbt, physisch war die Sache ausgestanden, aber an Schlaf

nicht zu denken. Er sah Martin Meister vor sich, erneut fühlte er die Enttäuschung und die Wut, über sich selbst und seine Naivität: Wie konnte er Meister jemals vertrauen? Wie konnte er diesem brutalen Feigling auf den Leim kriechen? Wie konnte er überhaupt jemals glauben, dass die Krise, die sich seit Monaten über diesem Land braute, anders als mit Gas und Knüppeln gelöst würde? Er dachte an Thomas Freiling, an die Erschütterungen, die seit Toms Tod durch sein Leben liefen. Er dachte an Anne, an die Schlacht um Zion, und ihm wurde klar, mit eisiger Härte, dass er sich entscheiden musste. Willst du die Lügen weiterhin schlucken wie Schlaftabletten? Nein. Schluss mit den Lügen!, sagte er zu sich. Schluss damit, sich zu ducken! Er fühlte Angst, aber zugleich wurde ihm bewusst: Anne war im Westen, höchstwahrscheinlich. Er hatte nichts zu verlieren, er musste keine Rücksicht nehmen. Wenn er morgen zum Bahnhof gehen würde und sie ihm die Fresse zerschlugen, so war es zumindest ein Weg, das echte Leben zu spüren. Er fühlte sich frei, befreit, denn es gab kein Zögern mehr. Alle Zeichen standen auf Eskalation, und dennoch war er froh, in dieser Sekunde an diesem Ort zu sein. Mittendrin. Als er zu Kat ging, sich neben sie legte, fielen ihm Blochs Worte ein: *Der letzte Wille ist der, wahrhaft gegenwärtig zu sein. Der Mensch will endlich als er selber in das Jetzt und Hier, will ohne Aufschub und Ferne in sein volles Leben.*

\* \* \*

Kurz bevor ihn der Morgen erreichte, spürte Fred, wie eine Kälte seinen Traum zerriss. Es war eine fremde Kälte, die sich in die Bilder mischte; in das brennende Licht auf dem Wasser eines Sees inmitten tannenbewachsener Hügel; und sie machte alles zunichte, was der Sommer bedeutete, wie er ihn liebte und wie er ihn vor Augen hatte. Der



See lag unter greller Sonne, und er wunderte sich darüber, dass er in dieser gleißenden Lichtfülle fror. Er beugte sich über den Rand des kleinen Bootes, auf dem er trieb, aber seine Hand griff ins Leere. Im Traum ahnte er, was folgte. Verzweifelt tastete er nach dem Wasser, nach der Bettdecke, aber die Decke war von seinem Körper gerutscht, und er fluchte im Schlaf, weil er das Boot nicht verlassen wollte, noch nicht. Etwas in seinem Innern verkrampfte sich; etwas in der Brust weigerte sich, vollends zurückzukehren; aber dann war der Traum vorüber, und sein Unterbewusstsein meldete ihm, dass kein weiterer folgen würde; keiner wie dieser oder ein anderer. Er fügte sich in das Unvermeidliche und öffnete die Augen. Sein Blick fiel auf ein löchriges Dach. Die Front des Hauses war dunkel und zerstört, großflächig lugte Mauerwerk aus dem Putz. Rostige Antennenstümpfe, auf denen fette Krähen hockten, und rußige Schornsteine zierten das feuchte Dach. Die Krähen saßen regungslos, und nur weil sich eine von ihnen bewegte, um ihr Gefieder zu putzen, erkannte er, dass Leben in ihnen steckte. Kat schlief, offen und lang ausgestreckt. Er lehnte sich auf das Fensterbrett, um einen Blick auf die Straße zu erhaschen. Riesige Pfützen spiegelten die dunklen Giebel. Neben dem Bett war ein grobes Bücherregal verankert. In der Ecke stand ein Kachelofen. Dieses Gefühl kehrte in ihn zurück: mit dem Leben davongekommen zu sein.

Auf Zehenspitzen sammelte er seine Kleidung ein und huschte aus der Wohnung. Über die Straße holperte ein Müllauto. Fred wartete, bis das Auto weggefahren war, lief durch die Alaunstraße zum Kiosk am Platz der Einheit, um Zeitungen zu kaufen. Mit dem Bündel unterm Arm ging er ins Café Kästner, wo die Kellnerin die Menükarten auf die Tische stellte. Er warf die Zeitungen auf den Tisch und ließ sich einen Kaffee bringen. Das Zentralorgan der Partei titelte: *Hervorragende Leistungen von*

*Bürgern und Kollektiven geehrt. Auf der zweiten Seite fand er die kurze Meldung: In Übereinkunft mit der Regierung der Tschechoslowakei hat unsere Regierung entschieden, die Personen, die sich widerrechtlich in der Botschaft der Bundesrepublik in Prag aufhalten, auszuweisen. Dabei ließ sich unsere Regierung vor allem von der Lage der Kinder leiten, die von ihren Eltern in eine Notsituation gebracht worden sind und die für deren gewissenloses Handeln nicht verantwortlich gemacht werden können ...* Auf der achten Seite verkündete die Zeitung: *Wohnungen ausgereister Bürger werden umgehend neu vergeben.* Kein Wort von der Schlacht am Bahnhof, kein Wort über die Tumulte in Leipzig. Die Schlagzeilen der anderen Blätter lauteten wortgleich.

Er trank den Kaffee aus, zahlte und warf die Zeitungen in einen Papierkorb. Zu Fuß machte er sich auf den Weg zur Villa. Die engen Schluchten der Neustadt dösten dem Verfall entgegen wie Greise mit Alzheimer. Auf der Bautzner Straße herrschte kaum Verkehr. Vorm Diakonissenhaus parkte ein Sankra. Anschließend trat die Bebauung zurück, sanft fielen die Wiesen zum Elbufer ab, geruhsam zog der breite Strom unter den Brücken durch. Die Polizeiwagen auf den Brücken waren verschwunden, ungehindert rollte der morgendliche Verkehr. Er setzte sich in einen runden Pavillon, ihm bot sich ein herrlicher Blick über den Schlossbezirk. Gierig atmete er die schneidende Luft, die gesättigt war vom Wasser des Flusses. Ein Konvoi aus schweren Limousinen näherte sich über die Bautzner Straße. Die Fahrzeuge wurden von Polizeikrätern begleitet, die das Ende der Kolonne sicherten und die Überholspur blockierten. Die Tatra brummt, setzen die Blinker und bogen in die betonierte Festung der Staatssicherheit ein. Videokameras und Stacheldraht säumten die Zinnen der trutzigen Burg. Als die Fahrzeuge verschwunden waren, schlossen sich die Stahltore beinahe ohne Geräusch.